

Abenteuer einer Deutschen Lehrerin in Südwest-Afrika.

Von Helene Georges, Krianten.

An einem Sonnabend als ich beim Morgengrauen im Proviandraum damit beschäftigt war, einer schwarzen Dienstinne Reis für Hund und Hühner herauszugeben, trat Herr G., in dessen Familie ich als Hauslehrerin tätig war, zu mir, und fragte, ob ich bereit wäre, mit Hilfe von 5 Hereros all sein Vieh zu einer 13 Meilen entfernten Wasserstelle zu bringen, wo es so lange bleiben sollte, bis wir auf unserer Farm genügend Wasser gefunden haben würden. — Schon seit Monaten hofften wir täglich, darauf, daß endlich die vielen Bemühungen, Wasser zu erschließen, von Erfolg gekrönt sein würden. Zwei Brunnenbauer waren damit beauftragt, Brunnen zu machen. Mit Hilfe der Wüstenlehrer wurden die Stellen bestimmt und dann mit den Sprengungen begonnen. Aber selbst bei 120 Fuß Tiefe wurde kein Tropfen des in Südwestafrika so kostbaren Wassers gefunden. Das Vieh war während der 3 Monate, die wir auf Farm D. hausten, tagtäglich zu der 10 Meilen entfernten Nachbarfarm zum Wasser getrieben worden und wir selbst hatten zum Hausbedarf nur wenig appetitliches, altes Regenwasser, womit man sich daheim wohl kaum die Hände hätte waschen mögen. Nun aber wollte unser Nachbar das Tränken von Herrn G.'s Vieh nicht mehr gestatten, weil infolge der kurzen Regenzeit der Wasserstand seiner Brunnen auch nur gering war. Liebenswürdig aber stellte er Herrn G. seinen unbesetzten Farmplatz Hairabib zu Verfügung, wo sich offenes Wasser befand. Und zu diesem Plage sollte ich das Vieh treiben. — Herr G. konnte bereits meine Vorliebe für derartige Aufgaben und vertraute mich sehr damit, wenn er selbst oder sein Verwalter anderweitig beschäftigt waren. Selbstverständlich war ich auch diesmal mit Freude dazu bereit; denn es ist doch tausendmal schöner, sorglos über die sonnige Steppe zu reiten, als auf der Farm zu sitzen und sich und die armen Kinder mit Schale zu plagen! So ließ ich denn schnell mein Pferd satteln, nahm Abschied von Herrn G., der mich noch bat, bestimmt am Nachmittage wieder zurück zu sein, und fort ging es.

In der uns angegebenen südöstlichen Richtung trieben wir unsere Kinder, Geis und Schafe quer durch den Busch und durch die wechsellagenden weiten Flächen. Einen Weg zu dem Farmplatz Hairabib gab es noch nicht, so mußte ich mich nach Kompaß und Sonne richten. Nach Herrn G.'s Angabe, sollten wir innerhalb drei Stunden Hairabib erreicht haben. Wir waren nun aber bereits 5 Stunden geritten und sahen weder eine Wasserstelle, noch sonst einen Anhaltspunkt auf der unendlichen Steppe. Gerade als ich den Hereros gegenüber meiner Befürchtung Ausdruck gab, wir hätten uns verirrt, erblickte ich in der Ferne das Wellblechdach eines Farmhauses. Ich ritt schnell dorthin und wurde von der Farmersfrau Mittelfeld begrüßt, die ganz allein zu Hause war, denn ihr Mann war mit einem größeren Transport hinauf nach Grootfontein. Sie sagte mir, daß dies die Farm Otamabundja wäre, Hairabib aber läge weit davon entfernt, den Weg dahin wisse sie auch nicht. Sie begriff es nicht, daß man sich allein mit dem ganzen Vieh fortgeschickt und nicht einmal die rechte Richtung angegeben hätte. Denn nicht südöstlich, sondern gerade nach Süden hätten wir reiten müssen. Da der Brunnen in Otamabundja auch wenig Wasser hatte, so konnte ich das Vieh nicht tränken lassen, daher mußten wir uns so schnell wie möglich wieder auf den Weg nach Hairabib machen, den uns ein altes Hereroweib ungefähr angab. Zwei Stunden waren wir von Farm Otamabundja entfernt, da sahen wir uns wieder rathlos um. Ringsum die mit dünnen Straußbüscheln besetzte, sonnengläubige Steppe, keine Spur einer Farm. Die Tiere, die seit 24 Stunden kein Wasser gehabt hatten, wurden schlapp und die Hereros, die ebenso wie ich weder Kost noch Wasser gehabt hatten, jammerten über Hunger und Durst. Da entschloß ich mich denn, noch einmal schnell nach Otamabundja zurück zu reiten und das alte Hereroweib mitzunehmen, das den Weg nach Hairabib kannte. Nach vielen Verprechungen, ihr banja moi presenten (viele gute Geschenke) zu geben, bequeme sie sich endlich dazu, ihre Dede aus dem Pantofel zu holen und auf ein eisernes mit mitgebrachten gefalteten Mantelstücke zu steigen. Es war ein Anblick von Töblichkeit, wie das Vieh, das noch nie auf einem Pferde gesessen hatte, auf dem Sattel herumblancierte! Die Sonne ging gerade unter, als ich wieder bei der Herde anlangte und die Dunkelheit brach schnell, wie überall in den Tropen, ein. Wir warteten, bis der Vollmond aufging und trieben dann die Tiere in der hellen, eiskalten afrikanischen Nacht südwestlich weiter. — Ich ritt der Herde voran und freute mich über die wunderbare Schönheit des südlichen Sternenhimmels, an dem das Sternbild des Kreuzes hell strahlte, und darüber, daß das Schicksal es so gut mit mir gemeint und mich in das wilde, schöne Südwest verschlagen hatte. Von weitem erklangen die Rufe der Schafale und Häh-

Berliner Humor vor Gericht.

Minna mit dem schlechten Gedächtnis.

Es ist ein nicht gerade geistreiches Gesicht, das die 19jährige Minna R. von der Anklagebank ihren Richtern zuwendet. Auf etwas podenarbigem Untergrund gelehrt, ist eine plump auslaufende, allzu sehr aufwärts strekende Nase, die dem Gesichtsausdruck etwas kindlich-unfertiges, Raiv-unbeholfenes verleiht. Auch schielt Minna ein wenig, wodurch ihr Blick stets in's Ungewisse gerichtet scheint. Weit absehende, auffallend große Ohren und ein schief gezogener Haarscheitel tragen auch ihr Theil dazu bei, dem geistig unbedeutenden Eindruck der Erscheinung zu verstärken.

Trotz alledem findet das Dienstmädchen Minna R. mit ihren Ausführungen, die dazu deutlich den Stempel der Erfahrenheit an der Stirn tragen, bei dem Gericht keinen Glauben, es wird ihr vielmehr wiederholt von dem Vorsitzenden der Rath gegeben, keine Ausflüchte zu machen und lieber der Wahrheit die Ehre zu geben.

Auf die Frage, ob sie sich schuldig betenne, mit einem Betrage von 6 Mark 50 Pfennig, den ihre Dienstherrschaft, nämlich die als Feigin geladene Frau Amalia Schrader, ihr zur Erledigung verschiedener Einkäufe übergeben hatte, das Weite gesucht zu haben, erklärt die Angeklagte, nachdem sie sich sehr lange besonnen hat: „Amalia Schrader? Det ist nich wüßte. Die lenne id ja jar nich.“

Vorsitzender: Verstellen Sie sich nicht — so hieß doch die Dame Lügnerstraße 19, die Sie zuletzt als Dienstmädchen engagiert hatte. Sie sind doch auch dort angereiset und haben den Auftrag erhalten, die in der Anklageschrift näher bezeichneten Sachen einzukaufen.

Angeklagte: Ach so, id erinnere mir jetzt. Also Schrader hieß die Madame, id jlochte Schmidt.

Vorsitzender: Soweit wären wir nun glücklich. Wollen Sie sich nun auf die Anklage äußern.

Angeklagte (topfsitteln): Ja, id denke, die Madame hieß Schrader, die mir angesetzt hat. Wie is nu wieder die Anklage? Die lenne id ja jar nich.

Vorsitzender (nervös): Hören Sie, ist das Dummheit oder Verstellung? Die Anklage enthält eine Darstellung des Thatbestandes, d. h. dessen, worin Sie sich gegen das Gesetz vergangen haben, und ist Ihnen vorhin vorgelesen worden.

Angeklagte: Ach so. Id dachte schon, id wär' die frühere Herrschaft in de Kantstraße.

Vorsitzender: Betennen Sie sich nun schuldig oder nicht?

Angeklagte: Jemlich bin id der Frau Anklage — nee, nich doch! — der Frau Schrader die 6 M. 50 Pfennig schuldig, indem id ja nicht einjeholt habe und überhaupt nich wiederbetommen bin.

Vorsitzender: Sie geben also wenigstens das zu und werden wohl also auch einräumen, daß Sie sich hierdurch einer Unterschlagung schuldig gemacht haben?

Angeklagte: Et waren 6 Mark 50 Pfennig und teen Troschen drüber. Dabei bleibe id. Verschlagen habe id nicht.

Vorsitzender: Unterschlagen, hören Sie doch gefälligst auf meine Fragen. Sie sind mit dem Gelde einfach durchgebrannt, das ist eine strafbare Handlung, die das Gesetz Unterschlagung nennt. Betennen Sie sich nun dieser Unterschlagung schuldig?

Angeklagte: Nee, int Jezenbeel, id betenne mir ungeschuldig. Wenn id mir an die Hausnummer meiner Herrschaft erinnere hätte, wäre id schon wiederbetommen. Aber sehen Sie, id erinnere mir so schwer, det id mehrbetommen allens bald wieder verjessen habe. So hatte id zwar die Einkäufe besorgt, da id mir allens einzeln uffgeschrieben hatte, aber nach Hause bei die Dienerschaft habe id nich mehr finden können. Die Hausnummer war so schwer zu behalten. Nu is et ja aber heraus: also Frau Schrader hieß die Madame.

Berliner Humor vor Gericht.

Minna mit dem schlechten Gedächtnis.

Es ist ein nicht gerade geistreiches Gesicht, das die 19jährige Minna R. von der Anklagebank ihren Richtern zuwendet. Auf etwas podenarbigem Untergrund gelehrt, ist eine plump auslaufende, allzu sehr aufwärts strekende Nase, die dem Gesichtsausdruck etwas kindlich-unfertiges, Raiv-unbeholfenes verleiht. Auch schielt Minna ein wenig, wodurch ihr Blick stets in's Ungewisse gerichtet scheint. Weit absehende, auffallend große Ohren und ein schief gezogener Haarscheitel tragen auch ihr Theil dazu bei, dem geistig unbedeutenden Eindruck der Erscheinung zu verstärken.

Trotz alledem findet das Dienstmädchen Minna R. mit ihren Ausführungen, die dazu deutlich den Stempel der Erfahrenheit an der Stirn tragen, bei dem Gericht keinen Glauben, es wird ihr vielmehr wiederholt von dem Vorsitzenden der Rath gegeben, keine Ausflüchte zu machen und lieber der Wahrheit die Ehre zu geben.

Auf die Frage, ob sie sich schuldig betenne, mit einem Betrage von 6 Mark 50 Pfennig, den ihre Dienstherrschaft, nämlich die als Feigin geladene Frau Amalia Schrader, ihr zur Erledigung verschiedener Einkäufe übergeben hatte, das Weite gesucht zu haben, erklärt die Angeklagte, nachdem sie sich sehr lange besonnen hat: „Amalia Schrader? Det ist nich wüßte. Die lenne id ja jar nich.“

Vorsitzender: Verstellen Sie sich nicht — so hieß doch die Dame Lügnerstraße 19, die Sie zuletzt als Dienstmädchen engagiert hatte. Sie sind doch auch dort angereiset und haben den Auftrag erhalten, die in der Anklageschrift näher bezeichneten Sachen einzukaufen.

Angeklagte: Ach so, id erinnere mir jetzt. Also Schrader hieß die Madame, id jlochte Schmidt.

Vorsitzender: Soweit wären wir nun glücklich. Wollen Sie sich nun auf die Anklage äußern.

Angeklagte (topfsitteln): Ja, id denke, die Madame hieß Schrader, die mir angesetzt hat. Wie is nu wieder die Anklage? Die lenne id ja jar nich.

Vorsitzender (nervös): Hören Sie, ist das Dummheit oder Verstellung? Die Anklage enthält eine Darstellung des Thatbestandes, d. h. dessen, worin Sie sich gegen das Gesetz vergangen haben, und ist Ihnen vorhin vorgelesen worden.

Angeklagte: Ach so. Id dachte schon, id wär' die frühere Herrschaft in de Kantstraße.

Vorsitzender: Betennen Sie sich nun schuldig oder nicht?

Angeklagte: Jemlich bin id der Frau Anklage — nee, nich doch! — der Frau Schrader die 6 M. 50 Pfennig schuldig, indem id ja nicht einjeholt habe und überhaupt nich wiederbetommen bin.

Vorsitzender: Sie geben also wenigstens das zu und werden wohl also auch einräumen, daß Sie sich hierdurch einer Unterschlagung schuldig gemacht haben?

Angeklagte: Et waren 6 Mark 50 Pfennig und teen Troschen drüber. Dabei bleibe id. Verschlagen habe id nicht.

Vorsitzender: Unterschlagen, hören Sie doch gefälligst auf meine Fragen. Sie sind mit dem Gelde einfach durchgebrannt, das ist eine strafbare Handlung, die das Gesetz Unterschlagung nennt. Betennen Sie sich nun dieser Unterschlagung schuldig?

Angeklagte: Nee, int Jezenbeel, id betenne mir ungeschuldig. Wenn id mir an die Hausnummer meiner Herrschaft erinnere hätte, wäre id schon wiederbetommen. Aber sehen Sie, id erinnere mir so schwer, det id mehrbetommen allens bald wieder verjessen habe. So hatte id zwar die Einkäufe besorgt, da id mir allens einzeln uffgeschrieben hatte, aber nach Hause bei die Dienerschaft habe id nich mehr finden können. Die Hausnummer war so schwer zu behalten. Nu is et ja aber heraus: also Frau Schrader hieß die Madame.

Der Gerichtshof hält, nachdem noch die Zeugin Schrader gehört worden ist, diese Angaben trotz des simplen Eindrucks, den die Angeklagte erweckt, für erfinden und erkennt gegen die gedächtnisfähige Minna auf drei Tage Gefängnis.

Ein Diplomatischer Zwischenfall.

Welchen Werth die Kaltblütigkeit in der Diplomatie hat, zeigt eine kleine Geschichte, die von dem französischen Admiral Dupetit-Thouars in einem französischen Blatte berichtet wird. Ein afrikanischer Bey hatte einen französischen Konsul beleidigt und der Admiral sollte Genugthuung dafür fordern. Da sein Verlangen durch einige geladene Kanonen unterstützt wurde, gab der Bey schleunigst zu, er habe sich übereilt, und bat gebührend um Entschuldigung. Er lud sogar den Admiral zu sich zu Tisch ein und ließ ein großartiges Mahl für ihn bereiten. Der Konsul warnte den Admiral, „Seien Sie auf Ihrer Hut“, ermahnte er ihn, „der Bey ist manchmal bössartig. Wenn er lächelt und sich den Bart streicht, können Sie sicher sein, daß er Böses im Schilde führt.“ — „Wir werden ja sehen“,

war Dupetit-Thouars' Antwort. Er kam rechtzeitig im Palaste an. Nach reichlichen Komplimenten und Begrüßungen setzte man sich. Pöflich begrüßte der Fuß des Admirals etwas Weiches, Behaartes, das auf dem Teppich unter dem Tische lag. Er beugte sich nieder und sah einen riesigen Löwen liegen, der die Zähne fleischte. Der Bey lächelte und strich den Bart. Dupetit-Thouars rief den Dolmetscher. „Meine Pistolen!“ befohl er ruhig. Der Dolmetscher brachte sie auf einem silbernen Teller. Der Admiral legte sie vor sich auf den Tisch. Der Bey lächelte immer noch und strich sich den Patriarchenbart. „Sage dem Herrn“, wendete er sich an den Dolmetscher, „daß wenn er etwa mit diesen Pistolen meinen Löwen erschließen will, sie vollkommen nutzlos sind.“ Dupetit-Thouars erwiderte, ohne mit der Wimper zu zucken: „Dragoman, sage Seiner Hoheit: Meine Pistolen sind nicht für seinen Löwen bestimmt. Bei der ersten ungewünschten Bewegung dieses Teppichs werde ich vielmehr Seiner Hoheit selbst das Lebenslicht ausblasen.“ Genüßhaft, wenn auch etwas bleich, überlegte der Mann. Das Lächeln wich von dem Antlitz des Bays, die Hand sank ihm vom Barte herab. „Mein Löwe“, bemerkte er, „ist zu gut erzogen, um einem meiner Gäste auch nur das Geringste zuzufügen. Aber da er hier überflüssig ist, mag er gehen.“ Auf ein Wort seines Herrn verließ der Löwe langsam das Zimmer, wie ein gehorsamer Hund.

Berunfallte Tiere.

Mit Recht wendet sich die Deutsche Thierärzt-Zeitung gegen das sogenannte Rupiren des Schwanzes der Pferde. Oft erblicken wir unter den Pferden wunderbare Thiere, die durch Rupiren des Schwanzes geradezu verkrüppelt sind. Wie herrlich sieht dagegen z. B. ein Goldschuß aus, wenn er mit bebenden Knieen stolz dahintrab und sein Fasanenschweif anmutig im Winde flattert; man vergleiche damit die durch Abschneiden des Rumpfschwefes befeuert verkrüppelten Pferde. Auch ist nicht zu vergessen, daß rupirten Pferden jede Möglichkeit genommen wird, im Sommer Insekten, die das Pferd belästigen, zu verschrecken, da der Schwanz oft aller Haare beraubt oder so kurz geschritten ist, daß ihn das Pferd nicht zum Herumschlagen gegen Fliegen usw. gebrauchen kann. . . . Mit den Hund und ganz willkürlich dieselbe Verunstaltung getrieben. So muß z. B. ein Pinscher unbedingt abgetrennte Ohren und abgehauenen Schwanz besitzen, wenn er selbst in Hundekreisen als Hund gelten soll. Bei Pinschern ist die Verunstaltung sogar schon erblich geworden. So kommt z. B. der „echte Dobermannpinscher“ nur mit einem winzigen Rüthenstummel ausgerüstet zur Welt. Während die Schwänze der Hunde schon wenige Tage nach der Geburt abgetrennt werden, geschieht das Rupiren der Ohren in den meisten Fällen nach sechs Wochen. Mitunter kommt es, um Schönheitsfehler nachträglich zu beseitigen, auch zu einem Nachrupiren bei erwachsenen Thieren, das sicher eine Rohheit ist.

Der „liebenswürdige“ Ferien-Gast.

„Ich bezahle nicht einen Pfennig für Kost und Logis in diesem prächtigen Kurhaus, sondern empfinde sogar noch ein wöchentliches Gehalt.“ Mit diesen Worten eröffnet ein „liebenswürdiger“ Gast in einer englischen Wochenschrift eine Schilderung seiner „Arbeit“ während der Sommerferien. „Am Tage meiner Ankunft wurde ich sofort allen Gästen vorgestellt und in ihre Kreise eingeführt, da es ja meine Aufgabe ist, ihren Aufenthalt in diesem Hotel so angenehm wie möglich zu gestalten. Ich speise mit ihnen und erzähle ihnen während des Mahles die amüsansten Anekdoten, um sie zu hindern, zuviel zu essen, ich tanze mit den Damen, nehme an den Automobilschlügen und Segelpartien teil, arrangiere täglich neue Ausflüge, organisiere Concerte und Sorge mit einem Wort dafür, daß es allen Gästen nie an Kurzweil fehle. Kein Mensch außer dem Hotelbesitzer weiß, daß ich nur ein Angestellter des Hauses und kein Gast wie die anderen bin. Ein „liebenswürdiger“ Gast kann, wenn er sich auf sein Geschäft versteht, für einen Hotelbesitzer einen jährlichen Werth von etwa 12,000 Mark haben. Ich zum Beispiel erhalte ein wöchentliches Gehalt von 4 Mark, wobei allerdings die vielen Procente, die ich von den Tabakhändlern, Zümelieren, Weinlieferanten und anderen Geschäftleuten für diskrete Empfehlung ihrer Waare erhalte, noch nicht mit einberechnet sind. Meine Schwester spielt dagegen die Rolle der „liebenswürdigen Dame“. Entschieden ist ihre Tätigkeit der meinigen noch vorzuziehen, denn sie hat im Laufe des letzten Jahres nicht weniger als neunzehn Heiratsanträge bekommen. Leider scheint unter allen diesen nicht „der Richtige“ gemefen zu sein.“

Strenges Regiment.

Er (Pantoffelfeld): „Da fällt mir ein, liebe Auguste. . . .“
Sie (unterbrechend): „Sei ruhig, dir hat gar nichts einzufallen!“

Harzer Käse.

Als Detlev v. Liliencron als blutjunger Leutnant im Manöver Quartiermacher war, leistete er sich folgenden Scherz, der in der Garnison wohl noch 20 Jahre lang belächelt wurde, und den jeder Regimentskamerad Liliencrons kennt. Sein Hauptmann hatte eine ungeliebte Abneigung gegen den Duft von . . . Käse. Besonders Harzer Käse war ihm in der Seele zuwider. Als nun Liliencron das Quartier für den Hauptmann besorgte, besorgte er zugleich einen recht duftigen Harzer Käse, den er mit einer langen Zwede auf der unteren Seite der Tischplatte befestigte, so daß er nicht so schnell gefunden werden konnte. Der Hauptmann kam vom Marsche ermüdet in sein Quartier und warf sich auf das Sofa, wo er einschlief. So gegen Mitternacht machte er auf und rief zu seinem Entlegen den Käse auf, der sich inzwischen recht durchdringend im Zimmer verbreitet hatte. Die Bauern schworen Stein und Bein, daß sie hier keinen Käse im Zimmer hätten. Alle suchten fieberhaft nach der Ursache dieses Parfüms. Schließlich entdeckte der Buriche des Hauptmanns die Quelle dieses Uebels unter der Tischplatte, die noch vorförslich von Liliencron mit einer großen Tischdecke überhängt war, um die Stelle möglichst lange zu verbergen. Der Hauptmann, der sofort den Zusammenhang ahnte, ließ diesen Käse sofort in die Stiefel des gegenüber wohnenden Liliencron hineinlegen, der ihn am Morgen beim Anziehen fand. Beide Offiziere erzählten sofort ihren Kameraden den Vorgang, der eine gewaltige Heiterkeit hervorrief.

Die Erinnerungen an den General Gallifet

finden noch lange nicht erschöpft, und die französischen Blätter bringen noch mancherlei Reminiszenzen aus dem Leben des verstorbenen Hauptmanns. So veröffentlicht der Akademiker Jules Girardette im „Temps“ folgende Episode: Während seiner Gefangenschaft in Koblenz erhielt Gallifet die Karte eines sächsischen Hauptmanns, der um die Ehre bat, ihn zu sehen. Der General ließ antworten, der Hauptmann könne eintreten. Gallifet sah ihm in's Gesicht. Es war ein junger, blonder, eleganter Mann von ausgefuchter Höflichkeit. „Ich habe wohl die Ehre“, sagte er in einem tadellosen Französisch, „Se. Excellenz General de Gallifet zu sprechen?“

„Ja“, antwortete der General brüsk. „Gestatten Sie mir, mein General, eine Frage an Sie zu richten. Haben Sie am Sedantage auf dem Kalvarienberge von Alth einen Braunschweiger geritten?“

„Ja“, gab Gallifet in einem härteren Tone zurück. „Dann, Excellenz, haben Sie auf mich und meine Leute gestürmt, und ich habe Ihre Leute in meinen Händen gehabt.“

„Mein Herr . . .“, begann der General beinahe drohend, aber der junge Hauptmann unterbrach ihn rasch und sagte sehr bewegt: „Ja, mein General, als Sie nach der schrecklichen Mäade zurückkamen und an uns vorüberritten, habe ich mit meinen Leuten die Geheire meiner Soldaten in die Höhe gehoben und ihnen zugerufen: „Genau, man tödtet verächtliche Helden nicht!“ Und ich bin nicht gekommen, um Dank von Ihnen zu holen, sondern nur, um Ihnen neuerdings ehrfurchtsvoll meine Schuldigungen darzubringen.“

Mama weiß Alles.

Eine Dame aus der Stadt macht mit ihrer Tochter in der Sommerfrische einen Spaziergang durch die Kartoffelfelder. „Was sind denn das für Pflanzen?“ wendet sich das Fräulein an einen des Weges kommenden Bauern.

„Nu, was soll dat sien?“ lacht er, „Kartuffeln!“

„Aber warum blühen denn die halb weiß, halb roth und dann wieder blau?“

„Dat will id Sei seggen“, erklärt der Bauer, — „da witten, dat sün Salzkartuffeln, da rothen, dat sün Pellkartuffeln, da blau, dat sün Bratkartuffeln!“

Die Mutter (vormüthsvoll zu ihrer Tochter): „Und das wußtest Du nicht, Du dummes Gör?“

Kindermund.

Der kleine Hans: „Ontel, bist Du denn neulich kaput gegangen?“
Ontel: „Wie kommst Du denn zu dieser Frage, Junge?“
Hans: „Papa erzählte doch gestern, sie hätten Dich mal wieder ordentlich gelemmt.“

Wieder an der Reihe.



„Was soll ich nur thun, wenn der Assessor Ernst macht? Soll ich mich mit ihm verloben?“
„Das kannst du ruhig thun; mit einem Assessor warst du so schon lange nicht mehr verlobt!“

Er hat's schlecht.
Karl: „Du hast es gut, Paulchen; ihr seid sieben zu Hause, aber ich bin ganz allein — wie artig muß ich da sein!“

Verständniß.
Kunde: „Als Sie noch in Frankfurt wohnten, bezog ich einen viel besseren Roselwein von Ihnen, als jetzt!“
Weinbändler: „Ja, ja, das muß am Wasser liegen!“

Küchschaffner.
Mann (entsetzt): „Ist es möglich! In der Wiege schreit das Baby unaußhörlich — und Du sitzt dabei und spielst Klavier!“
Frau: „Dah man's nicht so hört, Männchen! Die Nachbarn beklagen sich doch immer über das Kindgeschrei.“

Katale Beschäftigung.
Freund: „Mensch wie siehst Du aus!“
Ghemann: „Nicht wahr! Denk! Dir, heute früh war mir's, als hätt' ich im Traum mit meiner Alten einen fürchterlichen Standal gehabt, und wie ich in dem Spiegel schau' — war's gar kein Traum.“

Das genügt.
„Sie können die Stelle bekommen, wenn Sie sich sicher fühlen, daß Sie leblich bleiben werden.“
„Derr Meyer, ich habe bereits drei junge Damen aus dem Wasser gezogen und bin heut' noch Junggefell!“

Wirkung der Hitze.
Ontel: „Herrgott, das ist heute wieder eine entsefliche Hitze, kaum auszubalsten!“
Keffe: „Ja, eine fürchterliche Hitze, Ontel! Da schau nur, die zwanzig Dollars, die Du mir gestern gegeben hast, sind heute bis auf zehn Cent's zusammengeschmolzen.“

Wider Protest.
Hausfrau (zu dem neuen Dienstmädchen): „Das sind ja ein Paar Strümpfe von mir, welche Sie da tragen, Anna. . . . so hatte ich den Familienanschluß aber eigentlich nicht aufgefahlt!“

Emma's Wahl.
„Wieso hast du eigentlich einen Mann geheiratet, der einen Kopf kleiner ist als du, Emma?“
„Ich hatte die Wahl zwischen einem kleinen Mann mit großem Gehalt und einem großen Mann mit kleinem Gehalt.“

Immer nobel.
Chef: „Heute sind es fünfundzwanzig Jahre, Herr Richterle, daß Sie in mein Geschäft eintreten, und als Anerkennung für die überaus treuen Dienste, die Sie mir geleistet, schenke ich Ihnen von nun ab . . .“
Richterle (gerührt): „Ach, Herr Prinzipal sind zu güttig!“
Chef (fortfahrend): „. . . von nun ab mein unbedingtes Vertrauen!“

Der Mathematiker in der Küche.
Der Lehrer bringt den kleinen A. B. C. Schützen die Schreibweise der Hauptwörter folgendermaßen bei: „Alles, was man sehen kann, schreibt man groß, also z. B. der Tisch, der Stuhl, die Bank u. f. w.“ Beim Diktatschreiben diktirt er unter Andeuten: „der Kleiderschrank“, und ein kleiner Pfiffikus schreibt dies „der Kleider Schrank“. Der Lehrer fragt den Kleinen darauf, weshalb er Kleider klein und Schrank groß schreibt, worauf dieser prompt erwidert: „Weil man bei uns bloß den Schrank sehen kann, aber die Kleider nit — die sind im Verborgam!“

Kindermund.
Der kleine Hans: „Ontel, bist Du denn neulich kaput gegangen?“
Ontel: „Wie kommst Du denn zu dieser Frage, Junge?“
Hans: „Papa erzählte doch gestern, sie hätten Dich mal wieder ordentlich gelemmt.“



Frau Professor: „Du, Hieronymus, ich muß den Vormittag noch schnell ein paar Einkäufe machen — sei so gut, bis ich wiederkomme, die Pudeln zu schneiden.“